

Zurück im Büro. Lou ist noch nicht da. Er taucht selten vor elf auf. Als würde jeden Morgen frische Mittelmäßigkeit aus dem Ozean gleiten, sich ihren Weg über moosige Felsen und Sand schleimen, um dann zittrige Fortsätze wachsen zu lassen, die sich strecken und winden und zu Gliedmaßen werden, während sie ins Landesinnere vorstößt, bis sie schließlich, voll ausgebildet, *Lou!*, auf zwei Plattfüßen in glänzenden Schuhen in die Lobby spaziert. Glänzt, wippt, wartet auf den Lift in unsere Etage. Nickt zu den Beats-Stöpseln in den Ohren. Er hat sich nie in all das hineinziehen lassen. Ich halte diese Vorträge – Schulen und Unis, Frauen-Panels, Rekrutierungsmessen – alle paar Wochen. Das ist Teil des Jobs. Die Diversität muss sichtbar sein. Wie viele Frauen und Mädchen habe ich angelogen? Wie viele haben mein grinsendes Gesicht werben sehen – für dieses oder jenes Unternehmen oder diese Branche, jene Uni, dieses Leben? Solche Fragen sind nicht konstruktiv. Ich muss die verlorenen Stunden vom Morgen aufholen.



Den Großteil meiner Kindheit habe ich neben einem Friedhof gewohnt. Aus den Fenstern nach vorn habe ich gesehen, wie sich Beerdigungszüge die Straße entlangschlängelten: schwarze Pferde, gefolgt von schwarzen Leichenwagen, gefolgt von gewöhnlichen Autos in verschiedenen Farben. Manchmal marschierte ein Mann mit Stock und Zylinder vorneweg. Dann die Leute: Sie stiegen aus ihren Autos und den Leichenwagen und versammelten sich, trugen Kränze, trugen Hüte. Trugen auch Säрге, vermute ich. Ich erinnere mich nicht daran, das gesehen zu haben. Sie versammelten sich neben den Hügelchen frisch aufgeschütteter Erde und warteten, die Kränze aufgestapelt neben sich, oder sie standen einfach nur da und hielten Blumen. Oder hielten sich gegenseitig. Kleine, weit entfernte Geschöpfe, die sich aneinanderklammerten, um sich zu trösten. Ich sah von oben zu.



Letztes Jahr habe ich mir eine Wohnung in der obersten Etage eines georgianischen Townhouse gekauft, kernsaniert, in einer vielversprechenden Gegend. Die beiden anderen Wohnungen sind an zwei ziemlich junge, neurotische Paare vermietet. Jede Nacht eskaliert eine Auseinandersetzung über die Lautstärke der Musik zwischen ihnen.

Die, die absurderweise Adam und Evie heißen, wohnen im Erdgeschoss. Als wir uns im Treppenhaus begegnet sind, hat sich Evie als Erste vorgestellt, als Adams Freundin. Sie strich sich dünne blonde Haarsträhnen aus der Stirn und sagte, sie arbeite im Publishing. Wenn die Musik zu laut ist, klopft sie an die Wohnungstür obendrüber und fleht sie an, doch *bitte* leiser zu drehen. Nur *ein bisschen*. Ihre verzweifelte Upperclass-Stimme scheppert bis nach oben in meine Etage.

Das andere Paar wirkt mürrisch und zurückgezogen. Sie sprechen kaum, wenngleich ich schon ihr ausgelassenes Gejohle zu den 90er-Krachern gehört habe. Sie sind beide hübsch: Brünette mit fein gezeichneten Gesichtern und kleinen Füßen. Jeden Dienstagmorgen liegen zwei Paar winzige, schlammige Fußballschuhe vor ihrer Wohnungstür zum Trocknen.

Der gewohnte Rhythmus unserer übereinandergestapelten Leben ist zu einer Art von Nähe geworden.

Auf der Arbeit denke ich an die Wohnung, so wie Eltern sich nach ihren Kindern sehnen müssen, wenn sie ihre lächelnden, gerahmten Gesichter zwischen Unterlagen und Kaffeetassen auf ihrem Schreibtisch stehen sehen. Meine Freundin Rach – klein, verzogen, energiegeladen – hat genug von ihrem Zuhause in einem grünen Westlondoner Außenbezirk. Sagt, sie will eine größere Wohnung, einen besseren Freund, mehr Geld! Ohne jede Scham oder Zurückhaltung fordert sie diese Dinge ein und ich finde ihren Hunger gleichermaßen beängstigend und bewundernswert. Mein eigener ist verschwunden. Ich bin zu tief gesunken, werde immer weiter hinabgezogen von einer Anspannung, die sich schleichend um meine Glieder windet. Dennoch halte ich den Atem an.

Was gibt es sonst?

Generationen der Aufopferung; harte Arbeit, noch härteres Leben. So viel gelitten, so viel aufgegeben – für diese Chance. Für mein Leben. Und ich habe es versucht, habe versucht dem gerecht zu werden. Aber nach Jahren des Abmühens, des Ankämpfens gegen die Strömung, bin ich so weit, meine Arme sinken zu lassen. Mit dem Strampeln aufzuhören. Das Wasser einzuatmen. Ich bin erschöpft. Vielleicht ist es Zeit, diese Geschichte zu beenden.

Ah – da kommt Lou.